



das ... eine Expedition in gleicher Höhe wie die neue deutsche ... Die Vereinbarung soll im September 1899 in Kraft ...

\* Die Wahl des **Bischofs von Salsba** findet am 18. d. M. ...

\* Der diesjährige **sozialdemokratische Parteitag** findet ...

\* Die neue Freiheit der **Sozialdemokratie** ist, daß sie jetzt in Berlin offiziell die Propaganda unter der ...

\* **Russische Unruhm.** Ein misslicher Vorfall hat das ...

Nachdem verschiedene spanische Redner das Wort ...

\* Auch die „**M. A. J.**“ meldet, daß von einem Vorfall, wie er ...

**Vom Kriege.**

Ueber die Kapitulationsbedingungen liegen jetzt nähere ...

\* Ich hätte schon eine Bekämpfung mit General Lora. ...

Aus anderweitigen Meldungen scheint hervorzugehen, daß ...

London, 15. Juli. General Lora überzieht die Kuban ...

Daß Garcia zum Kommandanten von Santiago ernannt ...

Nachdem die Nachricht bekannt, so entstand bei Freund ...

Natürlich ist mit dem Falle Santiagos der Krieg noch ...

In Paris diplomatische Kreise verlauten, daß nach ...

Paris, 15. Juli. Belanglos, der hiesige Vertreter der ...

Natürlich wird sich um diese Abmachungen im Ernst kaum ...

Der spanische Kriegsminister erklärte in einer Unterredung ...

New-York, 15. Juli. Nach Meldungen Chatters beträgt ...

Madrid, 15. Juli. Ein im Amtsblatt veröffentlichtes ...

Madrid, 15. Juli. Die Bank von Spanien eröffnete ...

Wien, 15. Juli. Eine hiesige Zeitungskorrespondenz meldet ...

Madrid, 15. Juli. Nach Meldungen Chatters beträgt ...

Madrid, 15. Juli. Ein im Amtsblatt veröffentlichtes ...

Madrid, 15. Juli. Die Bank von Spanien eröffnete ...

Wien, 15. Juli. Eine hiesige Zeitungskorrespondenz meldet ...

Madrid, 15. Juli. Nach Meldungen Chatters beträgt ...

Madrid, 15. Juli. Ein im Amtsblatt veröffentlichtes ...

Madrid, 15. Juli. Die Bank von Spanien eröffnete ...

Wien, 15. Juli. Eine hiesige Zeitungskorrespondenz meldet ...

Madrid, 15. Juli. Nach Meldungen Chatters beträgt ...

Madrid, 15. Juli. Ein im Amtsblatt veröffentlichtes ...

Madrid, 15. Juli. Die Bank von Spanien eröffnete ...

Wien, 15. Juli. Eine hiesige Zeitungskorrespondenz meldet ...

sch der „Internationalen Korrespondenz“ zufolge als unmöglich, da ...

Die russische Kriegsschädigung. In der Angelegenheit der ...

Die russische Kriegsschädigung. In der Angelegenheit der ...

Telegramme. Kiel, 16. Juli. Mehrere Studenten unternahmen gestern ...

Paris, 16. Juli. Das Gerücht, Berthli sei verhaftet ...

Aus der Provinz Sachsen und ihrer Umgebung. ...

1. **Engerhausen, 15. Juli.** (Bornaische Kunden.)

2. **Erwit, 15. Juli.** (Die Zahl derjenigen Veteranen)

3. **Erwit, 15. Juli.** (Des Diebstahls verdächtig.)

4. **Wagdeburg, 15. Juli.** (Generalleutnant von ...)

5. **Wendeburg, 15. Juli.** (Die Schwarzbürgische ...)

6. **Wendeburg, 15. Juli.** (Der König Albert) ist bereits ...

7. **Wendeburg, 15. Juli.** (Zugbegleiter.) Der Haus ...

8. **Wendeburg, 15. Juli.** (Internationale Studenten ...)

9. **Wendeburg, 15. Juli.** (Personaleränderung.) Der ...

10. **Wendeburg, 15. Juli.** (Der König Albert) ist bereits ...

11. **Wendeburg, 15. Juli.** (Zugbegleiter.) Der Haus ...

12. **Wendeburg, 15. Juli.** (Internationale Studenten ...)

13. **Wendeburg, 15. Juli.** (Personaleränderung.) Der ...

14. **Wendeburg, 15. Juli.** (Der König Albert) ist bereits ...

15. **Wendeburg, 15. Juli.** (Zugbegleiter.) Der Haus ...

16. **Wendeburg, 15. Juli.** (Internationale Studenten ...)

17. **Wendeburg, 15. Juli.** (Personaleränderung.) Der ...

18. **Wendeburg, 15. Juli.** (Der König Albert) ist bereits ...

19. **Wendeburg, 15. Juli.** (Zugbegleiter.) Der Haus ...

20. **Wendeburg, 15. Juli.** (Internationale Studenten ...)







[Nachdruck verboten.]

## Der räthſelhafte Herr.

3) Komischer Roman von Heinrich Lee

„Gewiß,“ erwiderte Zieſeniß eifrig — „der Hühnerflügel iſt in der Küche aufgehoben, wir könnten ihn mit in die Suppe thun.“

„In die Suppe will ich ihn nicht. Ich will ihn extra! Extra auf einen Teller will ich ihn haben. Eine Bouillon will ich erſtens haben. Mit Ei! Aber das Eiweiß ſoll mit rein, nicht bloß 's Dotter.“

„Ich werd's beſtellen, Herr Bauchwitz.“

„Sie ſagen immer, Sie werden's beſtellen. Ich will ein für allemal 's Eiweiß mit rein. Ich hab's ſelbſt ſchon in der Küche hundertmal geſagt. Es nußt aber nichts. Immer thun ſie bloß das Dotter rein. Geſtern hab ich mal zugeſehn. Da hat die Marie von meinem Ei mit dem Eiweiß Schaumklöße gemacht. Die Schaumklöße hat dann die Ranzleiräthin gekriegt, zur Chokoladenſuppe. Von meinem Ei hat ſie ſie gekriegt.“

„Es ſoll nicht wieder vorkommen, Herr Bauchwitz.“

„Ich möcht's mir auch ſehr ausgeben haben.“

„Dann noch etwas gefällig?“

„Das werd' ich ſchon noch ſagen.“

„Jawohl.“

Zieſeniß wollte enteilen.

Eine Bewegung in Bauchwitzens Mienenspiel hielt ihn zögernd noch einmal zurück.

„Ich glaube,“ ſagte Bauchwitz, ſein Riſſen hervorholend, „es hat ſchon wieder keine Luft. Möchten Sie mal wieder ſo gut ſein?“

„Bitte,“ antwortete Zieſeniß mit einem ſo zuvorkommenden Ausdruck, als ſtünde ihm ein Genuß bevor.

Er blies wie ein Poſaunenengel.

„Wenn Sie nicht feſte blaſen, hat's keinen Zweck,“ ſagte Bauchwitz.

Zieſeniß holte krampfhaft Athem und blies von Neuem.

„So kommt nichts rein. Ordentlich müſſen Sie blaſen,“ ſagte Bauchwitz mißmuthig.

An Zieſeniß' Hals quollen die Adern hervor.

„Jetzt fängt's an,“ ſagte Bauchwitz.

Zieſeniß ſetzte ab. Er holte nur Athem.

„Sie müſſen nicht immer wieder aufhören,“ rief Bauchwitz unwillig.

Endlich war der Reißen voll.

Bauchwitz ſchob ihn wie ein Sorgenkind wieder unter ſeinen Sig.

„Beſtellen Sie auch gleich, Herr Mohrwinkel?“ fragte Zieſeniß.

„Laſſen Sie die Karte da. Ich muß mir erſt ausſuchen,“ erwiderte dieſer.

Bald darauf klang aus der Küche durch den Korridor ein erheblicher Lärm. Die Bouillon für Herrn Bauchwitz wurde beſtellt.

Während ſich Derartigeſ im Speiſeſaal begab, öffnete ſich im Korridor des zweiten Stock's eine Zimmerthür. Eine ziem-

lich alte Dame ſteckte den Kopf durch die Spalte und rief laut in den Korridor hinein:

„Laura!“

Als keine Antwort erfolgte, rief ſie zum zweiten Male:

„Laura!“

Nach einer weiteren Pauſe erhob ſie zum dritten Male ihre Stimme.

„Laura!“ klang es durch das ganze Haus.

Gleich darauf eilte erregt eine noch junge, ganz nett ausſehende Dame durch den Korridor. Sie hielt einen roſa Bandgürtel in der Hand.

Ganz außer ſich trat ſie zu der alten Dame ein, ſchloß die Thür hinter ſich, griff nach einem eigenthümlich geſtalteten ſchwarzen Apparat, der in der Stube auf einem Tiſch lag, brachte ein Rohr, das an dieſem Apparate hing, der alten Dame an's Ohr und rief zitternd vor Aufregung hinein:

„Du ſollſt mich doch nicht vor den Leuten ſo ruſen, Mutſchen. Du weißt doch, daß ich den Namen nicht ausſprechen kann, und immer nennſt Du mich wieder ſo. Wenn es Jemand nun gehört hat, bin ich wieder blamirt.“

Die Thränen ſtanden der jungen Dame in den Augen.

„Weine doch nicht,“ ſagte die Frau Stabsarzt ge-

mächlich.

„Tausendmal hab ich Dich doch gebeten,“ fuhr die junge Dame auf demſelben Wege fort, „daß Du Vorſehen ſagen ſollſt. Dann denkt man wenigſtens, ich heiße Leonore.“

Vorſehen Moeſtel hielt ihren Taufnamen, obwohl ihn Schiller und Petrarca ſelber doch verewigt hatten, für etwas Lächerliches. Sie litt in ihrer Vaterſtadt ſchon zur Genüge darunter. Auswärts war er nicht bekannt und ſie wollte, daß er wenigſtens vor Fremden im Verborgenen blieb.

Die Damen machten ſich zum Eſſen fertig.

Vorſehen ging an den Kleiderschrank, die Stabsärztin ſetzte ſich wieder vor die Friſirtoilette. Weil ihr Haar ſchon dünn und weich war, ſo hielt es nicht mehr im wünſchenswerthen Maße zuſammen und ſie friſirte ſich deshalb nicht einmal ſondern mehrere Male am Tage.

„Du haſt doch nicht im Sinn, die roſa Blouſe anzuziehen?“ erwiderte die Stabsärztin.

„Jawohl,“ ſagte Vorſehen entſchieden, „heute möchte ich ſie mal anziehen.“

„Ich finde, daß Dich die blaue Blouſe beſſer kleidet. Sie macht Dich viel jugendlicher und friſcher,“ antwortete die Stabsärztin.

„Ich ſoll überhaupt nur in der blauen Blouſe rumgehen,“ verſetzte Vorſehen ärgerlich. — „Ich hab' ſie doch heut früh angehabt. Die Leute müſſen geradezu denken, ich hab' nichts Anderes. Wozu haben wir erſt Alles mitgenommen?“

Vorſehen nahm aus dem Schrank die roſa Blouſe heraus und breitete ſie aufs Bett. Dann legte ſie ihren ſchwarzen Rock ab.

„Den Rock kannst Du doch aber anbehalten,“ sagte die Stabsärztin, tauchte den Kamm in einen Wassernapf und ordnete damit ihr Scheitelhaar vorn an der Stirn bis zu den Schläfen entlang in kunstvoll kleine Zäckchen.

„Zur rosa Blouse muß ich doch den grauen anziehen, Muttchen,“ antwortete ungeduldig Lorchchen.

„Hast Du denn den Fleck rausgemacht?“ fragte die Stabsärztin.

Lorchchen erschraf.

Der Fleck saß noch drin.

„Das auch noch?“ rief Lorchchen aus.

„Den macht mir die Marie raus, die hat Benzin,“ fügte sie hinzu — „und die Stofsborte ist auch noch abgerissen.“

„Die Stofsborte! Wie kommst Du denn dazu?“ fragte die Stabsärztin.

„Aber, Muttchen, Du hast sie mir doch selber abgetrennt. Du hast doch darauf gestanden. Es war doch im Konzert, da konnt' ich doch nicht so laut schreien.“

„Das hättest Du Dir doch schon machen können.“

„Wann denn, Muttchen,“ fuhr Lorchchen ungeduldig auf, „es ist doch vorgestern erst passiert.“

Lorchchen klingelte. Marie, das Hausmädchen, kam und erklärte, den Schaden sofort beseitigen zu wollen.

„Unterdessen kann ich mich soweit fertig machen,“ sagte Lorchchen beruhigt und zog behutsam, auf daß sich nichts zerdrückte, vor dem Spiegel nunmehr die rosa Blouse an.

„Du bist wohl so gut, Muttchen, und knöpfst mir mal hinten zu,“ wandte sie sich dann zur Mama.

Die Stabsärztin steckte sich den Haarkamm ein.

„Weißt Du denn, daß zwei Knöpfe unten fehlen?“ sagte sie knöpfend.

„Es ist aber auch an Allem was,“ rief Lorchchen Weinerlich, „blos die ewige Rumreißerei, man hat gar keine Zeit, an seine Sachen zu denken. Wo ich die blos verloren habe. Reservknöpfe hab' ich gar nicht mit. Hier bekomme' ich doch keine solche. Was soll ich denn nu machen?“

„Ich kann's doch auch nicht wissen,“ erwiderte gleichmüthig die Stabsärztin.

„Ich weiß schon,“ fiel Lorchchen erleichtert ein, „ich zieh' mein Filigranjäckchen drüber. Das verdeckt es.“

„Ist das nicht noch im großen Koffer?“ fragte die Stabsärztin.

„Und der ist noch nicht hier!“ schrie Lorchchen auf.

Marie kam mit dem grauen Rock zurück.

Sie erklärte bedauernd, der Fleck ginge mit Benzin nicht heraus. Es müsse wohl ein Obst- oder Weinfleck sein, und andere Mittel als Benzin hätte sie augenblicklich nicht da. Das Einzige wäre wohl, den Rock zum chemisch Reinigen zu geben.

Lorchchen war in Verzweiflung. Sie wollte weinen, bedachte aber, mit welchen Augen sie dann in das Speisezimmer kommen würde, und sagte deshalb nur wieder: „Alles kommt blos von der Reisserei.“

„In Fulda bekommst Du doch Keinen,“ sagte die Stabsärztin, als erhöbe sie damit gegen Lorchchen einen Vorwurf.

Sie meinte den Gatten, der Lorchchen immer noch fehlte und um besentwillen beide Damen jetzt wieder auf Reisen waren.

Das Resultat war, daß Lorchchen nun doch wieder die blaue Blouse und den schwarzen Rock anzog.

„Hast Du erfahren, wer der Herr gewesen ist?“ fragte die Stabsärztin.

„Welcher Herr denn?“ gab Lorchchen zurück.

„Nun der von gestern, der Dir den Handschuh aufgehoben hat.“

Lorchchen erröthete leicht.

„Wie sollte ich denn aber dazu kommen, Muttchen?“

„Er wohnt im Schloßhotel. Er ist dann dort hineingegangen. Das Schloßhotel scheint das feinste zu sein.“

„Was geht das denn uns an, Muttchen?“ sagte Lorchchen fast bittern.

„Wie so?“ entgegnete die Stabsärztin.

„Es ist doch aber wahr,“ meinte Lorchchen ärgerlich, als kämpfte sie mit was.

„Verheirathet war er doch nicht. Er hat doch keinen Trauring gehabt,“ fuhr die Stabsärztin unbeirrt fort.

Lorchchen schwieg.

„Bist Du jetzt fertig?“ fragte Lorchchens Mutter, „unten werden sie schon auf uns warten.“

Lorchchen vertauschte nur noch die Granatbrosche, die sie schon auf die rosa Blouse angeheftet hatte, mit einer anderen von Türkisen. Granaten auf blau machten sie alt.

„Ich schon,“ sagte Lorchchen, „hast Du auch Alles, Muttchen?“

Zu Lorchchens Plagen gehörte es auch, daß sie auf ihre Mutter in vielfacher Beziehung Achtung geben mußte. Muttchen brachte sie zuweilen vor den Leuten in eine peinliche Verlegenheit.

Die Frau Stabsarzt packte ihr Hörrohr zusammen. „Zusammen“, sagen wir, denn es war, wie bereits angedeutet, ein komplizirtes Instrument. Das Centrum bildete ein kleiner schwarzer Kasten, von dem eine Röhre ausging, die für das Ohr der Eigenthümerin bestimmt war. Dann liefen noch sechs andere dünne Röhren von dem Kasten aus, bestimmt für die Leute, die ihr etwas zu sagen hatten. Befand sich die Stabsärztin in einer intimen Gesellschaft, z. B. wenn sie in Fulda Nachmittagskaffees gab, so stellte sie den Kasten auf den Tisch, an dem sie saß, und jede der Damen sprach dann, damit ihr von der allgemeinen Unterhaltung nichts entging, in eine der sechs Röhren hinein. Die geselligen Gelegenheiten, an denen in dieser Weise die Stabsärztin theilnahm, gestalteten sich deshalb, dem sinnreichen Apparate zum Trost, etwas umständlich. Anders sah derselbe aus, wenn sich die Stabsärztin mit ihm an die Oeffentlichkeit begab. Die sechs Röhren verkrochen sich dann in den Kasten und nur die siebente blieb übrig, die dann unter dem Einfluß eines Mechanismus wie jedes gewöhnliche Hörrohr gehandhabt wurde. Der ganze Apparat gehörte zu Lorchchens Leidensstationen, aber die Stabsärztin hätte sich von ihm um keine Macht der Erde losgesagt. „Es giebt keinen Mann, der eine Schwiegermutter mit einem solchen Hörrohr möchte,“ dachte sich Lorchchen.

„Ich habe Alles,“ sagte Lorchchens Mutter.

Die Damen gingen.

Auf dem ersten Treppenabsatz blieb die Stabsärztin, nach ihrem Kleid fühlend, stehen.

„Nun hab' ich noch mein Taschentuch vergessen,“ sagte sie.

„Das wußt' ich doch, Mutterchen,“ antwortete Lorchchen, „ich werd's Dir holen. Wo liegt es denn?“

„Wenn ich das blos wüßte,“ sagte die Stabsärztin.

„Ich werd' Dir ein frisches holen.“

Dann traten endlich beide Damen in den Speisesaal und sie nahmen an dem großen Mittelstisch, wo auch die anderen Gäste speisten, Platz.

Zieseniß stürzte auf sie zu. Er erkundigte sich, wie den Damen die Morgenpromenade bekommen sei, und war sehr erfreut, als Lorchchen ihre Zufriedenheit äußerte. Dann prüfte sie die Speisefarte und bestellte zwei Suppen.

(Fortsetzung folgt.)



## Der afrikanische Elefant im Alterthum.

Viel erörtert ist seit dem Beginn unserer Kolonialpolitik die Frage, wie man die gewaltige Kraft des Elefanten der Kulturarbeit in Afrika dienbar machen könne. Die Einen halten die Einführung indischer Elefanten in großen Stil für unerlässlich; Otto Ehlers z. B. erklärte mir noch kurz vor seiner letzten Reise, von der Masseneinfuhr indischer Elefanten hänge die Zukunft Diasafrikas ab; die Andern sind überzeugt, daß der afrikanische Elefant zähmbar und der indische nur anfangs als Lehrmeister zu benutzen sei. In diesem Sinne hat sich in einer der letzten Nummern der Deutschen Kolonialzeitung wieder ein so ausgezeichnete Kenner wie F. Bronsart v. Schellendorf ausgesprochen und am Schluß seines lehrreichen Artikels der Hoffnung Ausdruck gegeben, „daß diese Elefantenfrage nun doch noch praktisch in den Vordergrund unserer Kolonialbestrebungen treten möge“.

Unter diesen Umständen ist es vielleicht nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß die Zähmbarkeit des afrikanischen Elefanten ein schon im Alterthum behandeltes und thatsächlich gelöstes Problem ist. Das Elfenbein war schon im zweiten Jahrhundert vor Christus ein in Griechenland wohlbekanntes und hochgeschätztes Stoff, aber die Bekanntheit lebender Elefanten machte das Elfenbein erst ziemlich spät. In der Entscheidungsschlacht von Gaugamela (30. September 331) hatte das Heer Alexanders zum ersten Mal Kriegselefanten zu bekämpfen, und auf dem indischen Feldzuge fielen dann dem großen König ganze Schaaren von Elefanten als Beute zu. Alexander verzichtete darauf, diese zweischneidige Waffe in der Schlacht zu benutzen, er gebrauchte die erbeuteten Elefanten als Lastthiere, aber seine Nachfolger folgten hierin wie in so vielen anderen Stücken dem orientalischen Brauch, und bald galt der Besitz zahlreicher Elefanten als unerlässlich für einen kriegsgewaltigen Monarchen. Die Diadochen hatten mit dem übrigen Erbe Alexanders auch seine Elefanten unter sich getheilt, und in ihren ersten Kämpfen waren es noch immer die von ihm erbeuteten Thiere, die gegeneinander ins Feld geführt wurden. Als diese alten Veteranen in den beständigen Kriegen aufgerieben waren, hatten die Seleukiden im Osten die Möglichkeit, ihren Bestand an Kriegselefanten beständig aus Indien zu ergänzen, und das drohte bei der nun einmal angenommenen Taktik der Diadochenheere die Machtverhältnisse zu Ungunsten Aegyptens, dem der Weg nach Indien versperrt war, beträchtlich zu verschleichen. Diese Gefahr erkannten die klugen und thatkräftigen Beherrscher des Nillandes, die Ptolemäer, sehr wohl, und suchten ihr durch Heranziehung afrikanischer Elefanten zu begegnen. Das Vorkommen von Elefanten in Afrika war den Griechen längst bekannt, aber man wußte anscheinend zunächst nicht, daß man es hier mit einer anderen Rasse zu thun hatte, als in Indien. Aristoteles, der erste Schriftsteller, der sich wissenschaftlich mit den Elefanten beschäftigt, führt wenigstens das Vorkommen desselben Thieres im fernsten Osten, in Indien, und im fernsten Westen, an der afrikanischen Westküste, als einen der Gründe an, die einen Zusammenhang des äußersten Ostens mit dem äußersten Westen wahrscheinlich machten, das heißt, die Kugelgestalt der Erde erwiesen. Die Ptolemäer brauchten ihre Elefanten nun nicht von Westafrika herzuholen, sie fanden sie verhältnismäßig nahe im Lande der Troglodyten und in Aethiopien, nach modernem Sprachgebrauch Nubien und Abessinien, aber sie werden bald eingesehen haben, daß der afrikanische, bisher nur des Elfenbeins wegen gejagte Elefant von seinem seit Jahrhunderten gezähmten indischen Vetter doch recht wesentlich verschieden ist. Es dauerte lange Jahre, ehe die Zähmung und Kriegsabrichtung des afrikanischen Elefanten gelang, und der bissige Spott des wüthigen alexandrinischen Pöbels wird die zähen Bemühungen der Monarchen nicht verschont haben. Aber es zeigte sich auch hier wieder, wie viel der feste Wille eines über reiche Mittel verfügenden Herrschers durchsetzen kann, der Versuch gelang endlich und mit welcher Genauigkeit dies Ptolemäus III. Euergetes, den mächtigsten und vielleicht größten König der Dynastie (246—221), erfüllte, das lehrt augenscheinlich eine Inschrift, die er in Abulis bei dem heiligen Wasseraufstellen ließ. Darin heißt es, der große König Ptolemäus zog zu Felde nach Aethien mit Fußtruppen, Reiterei, einer Flotte, troglodytischen (nubischen) und äthiopischen (abessinischen) Elefanten, die sein Vater und er zuerst in jenen Gegenden

gefangen, nach Aegypten gebracht und für den Kriegsdienst abgerichtet hatten.“ Das Kriegsglück war ihm hold, und unter den errungenen Erfolgen wird ausdrücklich angeführt, er habe auch alle indischen Elefanten seiner Feinde erbeutet. In wie großem Stil der König und sein Vater Philadelphos die Versuche betrieben, zeigt die Thatfache, daß Letzterer eine besondere Niederlassung am Rothen Meer „Jagd-Ptolemäus“ gegründet hatte, die den Ausgangspunkt für die Elefantenjagden bildete. Die Zähmbarkeit und Kriegsfähigkeit der afrikanischen Elefanten ward durch Ptolemäus Euergetes' Feldzüge erwiesen, aber freilich waren sie als Kriegsmaterial den indischen nicht ebenbürtig. Als Ptolemäus IV. im Jahre 217 mit 73 Elefanten gegen Antiochus den Großen, der über 200 indische Elefanten verfügte, zu Felde zog, da hielten in der Schlacht von Raphia die afrikanischen Elefanten den indischen nicht Stand, die meisten erwarteten den Angriff der Gegner gar nicht, und wenn Ptolemäus gleichwohl einen glänzenden Sieg gewann, so zeigt das recht, wie sehr man damals allgemein den Werth der Elefantenstruppe überschätzte. Die praktischen Römer haben niemals Werth auf diese Lieblingswaffe des Ostens gelegt, aber auch sie haben in den punischen Kriegen noch afrikanische Elefanten zu bekämpfen gehabt. So lange man überhaupt Kriegselefanten benutzte, hat man sich auch der afrikanischen Elefanten bedient, wenn man die werthvolleren indischen nicht zur Verfügung hatte. Noch in der Kaiserzeit hören wir von Jagd und Zähmung afrikanischer Elefanten, sie wurden nicht wie in Indien mit Hilfe eines gezähmten Lordelefanten gefangen, sondern in Gruben, und der Hunger war das Hauptmittel der Zähmung. Als Arbeitsthiere scheint man die afrikanischen Elefanten nicht benutzt zu haben, wenigstens hebt Plinius als etwas Besonderes hervor, daß die Elefanten in Indien zu Arbeitszwecken benutzt wurden. Vermuthlich wird der afrikanische Elefant auch in diesen friedlichen Leistungen hinter dem indischen etwas zurückstehen, aber daß seine Abrichtung dazu möglich ist, läßt sich nach dem Erfolge der Ptolemäer nicht bezweifeln. Heute wie damals ist den Zähmungsversuchen ein endliches Gelingen sicher, wenn bei ihnen drei Faktoren zusammenwirken: Energie, Geduld und Geld.

## Allerlei.

Die Königin-Regentin von Spanien. Von einem Desterreicher, der in den letzten Tagen in der Umgebung der Königin von Spanien geweilt hat, erfährt die „N. Fr. Pr.“: Königin-Regentin Marie Christine ist seit den Tagen der Kriegserklärung von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Nachts unausgesetzt in Anspruch genommen. Beständig mit Erledigung von Regierungsgeschäften, Beratungen und Konferenzen beschäftigt, hat sie in den schwierigsten Tagen der letzten Zeit selbst auf ihr Erscheinen bei der Hofstafel verzichtet. Sie speist allein. Die Königin, eine sehr schlanke Erscheinung, ist von Sorge und Kummer erfüllt, von dem Einflusse der letzten Ereignisse auch physisch angegriffen. Dennoch findet sie Muth und Kraft, die ungewöhnliche Zahl von wichtigen Geschäften mit durchdringendem Verstande zu bewältigen. Sie ist es, die Manchem aus ihrer Umgebung, der bei der Nachricht von der Katastrophe bei Santiago de Cuba verzagen wollte, Muth zusprach. So hoffnungsfreudig sie die Nachricht entgegennahm, die von einem Durchbrechen der amerikanischen Belagerungsflotte durch Cervera sprach, so gefaßt vernahm sie die Kunde von der Zerstörung des spanischen Geschwaders. Mit der ihr angeborenen Energie leitete sie dann die Ministertreffen und erwog mit ihren Ministern alle Vorkehrungsmaßregeln, die in der Folge zu treffen wären. So ernst und erschütternd das Gebahren der Königin, sowie der Infantin Isabella ist, welche sich ungewöhnlicher Popularität erfreut, so heiter tummelt sich der junge König abnungslös im Mittelpunkt des Dramas, das um ihn herum sich abspielt. Aufgeweckt und von ungewöhnlicher Intelligenz, obliegt er, geleitet von seinen Erziehern, durchwegs profanen Funktionären, seinen Studien. Seine Lehrer rühmen an ihm außerordentliche Auffassungsfähigkeit und hellen Verstand. In den Erholungsstunden widmet er sich körperlichen Uebungen mit südlicher Leidenschaftlichkeit. Gemeinsam mit seinen Schwestern theilt er sich an übermüthigen Spielen im Garten an der Casa del Sol, einem herrlichen Park, den Königin Christine aus einer Wüstenei in der Nähe des königlichen Palastes geschaffen hat. Die Königin hat im Laufe ihrer Regierungszeit ungemein viel für Spanien durch die Schöpfung wichtiger Humanitätsanstalten gethan. Ihrer Initiative und größtentheils ihren Mitteln verdankt man die Errichtung einer Musteranstalt in der Schöpfung des Operationshauses des Institutes Rubio, welche alle ähnlichen Einrichtungen der Welt an Zweckmäßigkeit und Vorzüge für die Kranken übertrifft. Desgleichen ist ihrer Anregung der Bau eines Kindesospitals, sowie eines in großen Dimensionen angelegten Militär-

vitalen zu danken. Königin Christine hat sich für alle Details im Baue dieser Anstalten auf das Lebhafteste interessiert. Sie ist eine den Kranken bekannte Erscheinung in den Spitalsräumen. Tritt sie an das Bett eines Verwundeten, so veranlaßt sie in den meisten Fällen die Befreiung desselben von seiner zeitlichen Dienstzeit zum Zwecke der völligen Genesung in seiner Melonnaloesenz. „Ich werde Dich Deiner Mutter zurückgeben“, ist eine gern gehörte Anrede der Königin an ihre kranken Soldaten, für deren weiteres Fortkommen sie besorgt ist. So hat man im Institute Rubio einen Soldaten wieder hergestellt, der von den Instrukteuren auf Kuba durch Säbelhiebe in fürchterlicher Weise zugerichtet wurde. Die Königin nahm ihn nach seiner Genesung in den Palastdienst auf. Die vielen Beweise von Herzgüte und Seelenadel haben ihr die Liebe der Spanier in vollem Maße erobert. Man hegt auch in ihrer Umgebung nicht die geringste Besorgnis oder Befürchtung vor Gefahren, die der Dynastie drohen könnten. Wohl werden Befürchtungen ausgesprochen, die der Haltung des Generals Weyler gelten, und es waren Gerüchte im Umlaufe, daß Don Carlos mit Hilfe amerikanischen Geldes sich Spaniens bemächtigen wollte. Sie verstimmt jedoch bald. Die Königin von Spanien ist eine Freundin des Friedens. Das wird von allen Seiten bestätigt, die ihre Umgebung ausmachen. Sie wünscht den Frieden jedoch nur unter jenen Bedingungen, die zu erfüllen sind. Sie war es auch, die gegen die Eröffnung der Freundschaften gewesen, zu denen man sich endlich doch genötigt sah.

**Schwimmende Monte Carlos.** Ein merkwürdiges, kaum glaubhaftes Gerücht, das in den letzten Jahren jedesmal während der Saison des in England so beliebten Yacht-Sports schüchtern aufzutauden wagte, hat jetzt endlich volle Bestätigung gefunden. Der Mitarbeiter einer bekannten Londoner Zeitschrift, dem der Zutritt zu den vornehmsten Klubs in der englischen Metropole gestattet ist, hörte dort kürzlich etwas von „schwimmenden Höllen“ munkeln und entschloß, der Sache einmal auf den Grund zu kommen, wandte er seine ganze Liebenswürdigkeit und Beredsamkeit auf, um einen Herrn, der mehr von der Angelegenheit zu wissen schien, als er anfangs zugeben wollte, zum Sprechen zu bewegen. Das Resultat seines „Forschens“ veröffentlichte der Journalist — allerdings ohne Nennung von Namen z. — in der erwähnten Wochenschrift. Der betreffende Artikel, dem wir die wichtigsten Details entnehmen, wird entschieden große Sensation in gewissen Kreisen der Millionenstadt erregen. Nur wenige der reichen und angesehenen Londoner Familien, deren Oberhaupt, Sohn oder sonstiger naher Anverwandter mit der harmlosesten Miene von der Welt ankündigt, daß er auf einige Tage sich einem kleinen „Yachting-Trip“ anschließen wolle, um in Gemeinschaft mit mehreren Freunden und Bekannten ein wenig die erfrischende Seeluft zu genießen, mögen eine Ahnung davon haben, daß die Yacht, auf der die Herren die Vergnügungs- resp. Erholungsfahrt zu machen vorgeben, im Grunde genommen, nichts Anderes ist, als eine schwimmende Spielhölle, in der es oft toller zugeht, wie in dem berühmtesten Monaco. Allerdings ist bisher nichts davon verlautet, daß diese skandalösen Zustände jemals an Bord der „Pleasure-Yacht“ irgend einer vornehmen englischen Familie geherrscht hätten, wo sich Würde und Gäste höchstens einmal bei schlechtem Wetter mit einigen harmlosen Partien Whist die Zeit vertreiben. Dem richtigen Hazard aber tröbt man in jenen, auf Tage und Wochen zu miethenden Yachten, die meist schon speziell zum Roulette, Chemin-de-fer, Bacarat zc. eingerichtet sind. Hier ereignen sich wohl öfter als man ahnen mag, die fürchterlichsten Tragödien, die natürlich so viel wie möglich verschleiert werden. Da heißt es denn, daß Herr Soundio durch einen unglücklichen Zufall über Bord gestürzt sei, daß man seine Leiche trotz aller Bemühungen nicht habe finden können, und in Wahrheit hatte sich der Bedauernswerte das Leben genommen, weil er eine horrend Summe verspielt hat, die ihm vielleicht nicht einmal gehörte. Wie häufig mag ein junger Mann, der eine größere Summe Geldes bei sich führt, dazu berebet werden, an einer derartigen Yachting-Party theilzunehmen, und er entscheidet sich dazu, ohne eine Ahnung davon zu haben, welchem Schicksal er entgegen geht. Einmal an Bord, ist er rettungslos verloren; die Sorte „Gentlemen“, von denen diese Fahrten arrangirt werden, sorgen schon dafür, daß ihr Opfer ihnen nicht entgeht, ohne gehörig geblutet zu haben. O, kann Gott danken, wenn er überhaupt noch so glimpflich davonkommt, und daß er seinen Mund hält über seine Erlebnisse auf hoher See, liegt auch nur in seinem eigenen Interesse. Ein junger Mann, der Sohn eines angesehenen Großkaufmanns in Liverpool, besuchte im vergangenen Herbst einen Londoner Klub, der sich keines besonderen Rufes erfreute. Hier lernte er Leute kennen, die gerade im Begriff waren, einen „interessanten Yachting-Trip“ in See zu setzen. Mr. z. ließ sich verleiten, die Partie mitzumachen und nachdem er zwei Tage an Bord gewesen, hatte er rund 24.000 Pf. verloren. Er zahlte zwar das Geld, hat aber doch nicht umhin können, von der Sache ein wenig zu plaudern. Die Entrepreneure dieser eigenartigen, vom Schleiße des Geheimnißvolken umhüllten und daher doppelt ansehend erscheinenden Meerfahrten sind gewöhnlich Börsenmänner, die durch waghalsige Spekulationen große Verluste gehabt und so ziemlich vis-à-vis de rien stehen, heruntergekommene Leute aus der Gesellschaft und nicht selten auch die Besizer der Spiel-Yachten selbst. Diese gehören oft zu den abgesehensten Schwindlern, die sich unter falschem Namen und unrecht-

mäßig zugelegtem Titel in den verschiedenen obskuren Klubs umhertreiben, wo sie ihre Opfer einsangen.

**Wallfahrt zu Rade.** Lourdes hatte seit Jahren schon seine Pilgerzüge per Express auf der Eisenbahn; jetzt bekommt es auch seine Pilgerfahrten per Rad. Der erste soll am Mittwoch, 7. September, von Agen ausgehen, einer Stadt der Gascogne, die bisher nur durch ihre Backpflaumen berühmt war. Die katholische Geistlichkeit von Agen hat Alles vorbereitet. Die Radpilger fahren Morgens 4 Uhr ab, Männlein und Weiblein zusammen, Alle, die den Muth haben, 238 Kilometer in einem Tage auf dem Stahlrost zurückzulegen. Da bei Vielen der Muth freilich größer als die Kraft, starker als das Bein sein mag, wird vorfichtshalber die Straße benutzt, die längs der Eisenbahn über Auch, Mirande und Vie de Bigorre führt, sobald die Pilger, die auf dem Bedal erlahmen, in den Bahnzug einsteigen und sich vom Dampfrost ziehen lassen können. Ein eigens bestellter Mechaniker radelt mit, um die geplogten Schläuche zu flicken und die zerbrochenen Räder zu repariren. Ein Wettlauf findet nicht statt. Es handelt sich nicht darum, wer zuerst zur Stätte des Heils, zur Grotte der wunderthätigen Jungfrau gelangt, sondern darum, daß möglichst viele Pilger in geschlossenen Reihen anlangen und mit frommem Gesang in Lourdes einradeln. Am Morgen nach der Ankunft, am 8. September, feiert der Canonicus Joffre, Ehrenpräsident der Rader-Wallfahrt, eine große Messe. Der 9. September ist bestimmt zu einer Lustfahrt nach dem Badeorte Cauterets. Das Alles kostet nur 20 Fr.: 5 Fr. für die Wallfahrt mit Verpflegung, 15 Fr. für Nachtquartier, Essen und Trinken in Lourdes und Cauterets. Als Eingabe erhält jeder Theil ein schönes Denzkeiden und ein Heftchen, das das genaue Programm, die Marschroute und eine Anzahl eigens gedichteter Pilger-Radlerlieder enthält. Dem Programm vorausgeschickt ist die Erklärung, daß Radlerhose und Sappe auch für die kirchlichen Feierlichkeiten als „hinreichend antändige Tracht“ gelten. Das Zweirad wird durch den Zweck, dem es nunmehr dient, geweiht; es gehört fortan zu den Heilswerkzeugen. Die französischen Bischöfe, die in einigen Diözesen ihren Geistlichen das Radfahren untersagt haben, dürften jetzt ihr Verbot aufheben!

### Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Von der neuesten vierten Auflage von „**Andreas Großem Handatlas**“ (erscheidend in 56 Lieferungen à 50 Pfennig oder in 14 Abtheilungen à 2 Mark) liegt uns die fünfte Abtheilung (im Umfange von 4 Lieferungen) vor. Nach den Erfolgen Hansens wird die hier gebotene Karte der Nordpolargebiete von besonderem Interesse sein, da durch die Reiseroute Hansens das weiße, unerforschte Gebiet erheblich kleiner gemorden ist, wie uns das diese Karte klar zeigt. Ein prächtiges Blatt zeigt auf neun kleineren Darstellungen die Verbreitung der wichtigsten Wild- und Kulturthiere in großer Anschaulichkeit. Bei der Uebersichtskarte des Deutschen Reiches erfordert ein kleines Nebenkärtchen Beachtung, das die Lage der deutschen Kolonien und die Verbreitung der Deutschen auf der Erde darstellt. Die anderen Karten dieser Abtheilung beziehen sich meist auf euroasiatische Gebiete: Die Provinzen Brandenburg, Pommern und Posen, Spanien und Portugal (mit Spezialdarstellungen von Ceuta und Gibraltar), Norditalien, Sizilien, Sardinien und Rußland. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erfahren in dieser Auflage des Atlas eine außerordentlich eingehende Darstellung. In der vorliegenden Abtheilung erhalten wir das Blatt: Nordwestliche Vereinigte Staaten und südwestliches Canada mit Angabe sämtlicher Eisenbahnen und besonderer Hervorhebung der Wald- und Indianer-Reservationen. „**Andreas Großer Handatlas**“ bringt in seiner neuen Auflage eine Fülle von Belebrung und geographischen Materials, wie es in solcher Ausstattung zu solch niedrigem Preise bisher noch nie geboten wurde.

Die erste in Deutschland gebaute Dampfmaschine führt uns, neben einer großen Reihe anderer, für die Entwicklung der Industrie bedeutsam gewordener Maschinen aus dem Anfang unseres Jahrhunderts, das soeben zur Ausgabe gelangte achte Heft des neuen Prachtwerkes „**Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild**“, Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer (Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin, 60 Lieferungen à 60 Hfg.) vor Augen. Das wiederum glänzend ausgestattete Heft des von Presse und Publikum mit einstimmigem Beifall aufgenommenen Buches, dessen Käufer bereits jetzt, wenige Wochen nach Ausgabe der 1. Lieferung, nach Zehntausenden zählen, bringt neben dem Kapitel „Technik und Industrie“ noch den Beginn der Geschichte der Chemi, die bekanntlich ein Kind unseres Jahrhunderts ist. Der Text ist wie immer ebenbürtig klar und gediegen, wie fesselnd und unterhaltend, und die Illustrationen — von denen nur eine reizende Farbenbrud-Beilage „Abendgesellschaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts“, sowie ein herrliches Jugendporträt der Königin Viktoria von England erwähnt seien — sind mit gewohnter Meisterhaft ausgeführt.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebenleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Zehle, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.